

**Rezension zu: Koch, U. (Hrsg.) (2016). Reihen-  
gräber des frühen Mittelalters – nutzen wir doch  
die Quellenfülle! Beiträge der Tagung vom 17.  
bis 19. Februar 2015 in Mannheim** (Mannheimer  
Geschichtsblätter Sonderveröffentlichung 8. For-  
schungen zu Spätantike und Mittelalter 3). Rems-  
halden: B. A. Greiner.

*Christoph Grünewald*

Der Band fasst die meisten Vorträge des gleichna-  
migen 104. Kolloquiums der AG Frühgeschicht-  
liche Archäologie vom 17.-19. 2. 2015 zusammen.  
Angeregt von der Herausgeberin diskutierten  
mehr als 100 Kollegen die Situation der Frühmit-  
telalterforschung in Deutschland angesichts ver-  
schiedener Probleme. Genannt werden soll neben  
der Fülle an Material, das die Bodendenkmalpfle-  
ger, aber auch Restauratoren und die universitäre  
Forschung belastet, ebenfalls die unbefriedigende  
Situation der Studierenden vor, während und nach  
ihren akademischen Abschlussarbeiten. In einer  
Vielzahl von Beiträgen legten Kollegen dar, wie sie  
mit den großen Fundmengen umgehen und wel-  
che Chancen für die Forschung daraus erwachsen.  
Die folgenden Bemerkungen hierzu sind bewusst  
aus der vielleicht einseitigen und nicht immer ganz  
objektiven Sicht eines Bodendenkmalpflegers ge-  
schrieben, einem Berufsstand, dem in der Mann-  
heimer Diskussion nicht immer eine tragende Rolle  
zufiel. Nicht in größerem Umfang diskutiert wer-  
den hier die fachlichen Inhalte der Beiträge.

Als Einleitung zum Thema formulierte FRANK  
SIEGMUND in gewohnt pointierter Form Thesen zum  
Umgang mit den „Fundmassen“. Da diese Thesen  
bestimmend wurden für die Diskussionen während  
und nach der Tagung, soll hier etwas genauer darauf  
eingegangen werden. Seine erste Annahme besagt,  
es gebe nicht zu viele Quellen, sondern die falschen  
(These 1 und 3). Altgrabungen, Einzelfunde und  
fragmentarisch ergrabene oder schlecht erhaltene  
Fundstellen böten der Wissenschaft keinen Erkennt-  
nisgewinn. Man möge doch abgehen von den vorha-  
benversursachten Investorenggrabungen hin zu For-  
schungsgrabungen. Überdies sei die Charta von La  
Valletta konsequenter anzuwenden, indem man dem  
eben noch exculpierten Investor auch die Publika-  
tionskosten auferlege. Damit kommen wir schon zu  
Kernfragen bodendenkmalpflegerischer Praxis und  
Möglichkeiten. Für wen wird diese große Anzahl an  
archäologischen Grabungen durchgeführt? Nur für  
die universitäre Wissenschaft oder auch für die breite  
Bevölkerung, die – das erleben wir jeden Tag – sich  
für jeden noch so kleinen Mosaikstein in ihrer lokalen  
oder regionalen Geschichte begeistert. Wird dieser  
nicht so das Recht auf ihre Geschichte abgesprochen?

Und wie stelle ich fest, dass eine Fundstelle die  
geforderten Kriterien erfüllt, wenn nicht durch Da-  
ten aus der Bodendenkmalpflege? Dem Investor  
Publikationskosten aufzuerlegen scheitert heutzutage  
in Deutschland nicht nur an den Bestimmungen der  
Landesdenkmalschutzgesetze, die alle Zumutbarkeits-  
grenzen festlegen, sondern auch am verfassungsmä-  
ßigen Grundsatz der Verhältnismäßigkeit allen Ver-  
waltungshandelns. Gefragt wäre hier jedenfalls nicht  
der Bodendenkmalpfleger, sondern der Politiker, der  
die Umsetzung der La Valletta-Konvention – be-  
spielsweise über die Schaffung eines Umlageprinzips –  
durchsetzen könnte.

These 2 setzt sich vor allem damit auseinander,  
dass die von URSULA KOCH konstatierte sinkende  
Attraktivität von Materialarbeiten beim wissen-  
schaftlichen Nachwuchs grundlegend mit dem zu  
starren, einseitig auf Printmedien fixierten Pu-  
blikationswesen der Ämter zusammenhängt. Mit  
diesem Plädoyer für Open-Access-Publikationen  
rennt Siegmund zumindest sich öffnende Türen  
ein, hier ist die Welt erkennbar im Umbruch. Im  
nächsten Abschnitt (These 4) geht es um das nicht  
immer spannungsfreie Verhältnis von Univer-  
sitäten einerseits und Museen, Ämtern und Gra-  
bungsfirmen andererseits. Bei der Beschreibung  
der Situation an den Universitäten wird zurecht  
darauf verwiesen, dass die Studierenden heutzutage  
eigentlich keine Möglichkeit mehr haben, grö-  
ßere Materialarbeiten zu machen. Diese werden  
den Ämtern als Pflichtaufgabe zugewiesen. Wie  
dies gehen soll, bleibt offen. Nicht nur, ebenfalls  
in zutreffender Weise konstatiert, dass die Ämter  
größtenteils schon mit administrativen Aufgaben  
mehr als ausgelastet sind, sondern es wird auch  
beklagt, dass die von ihnen initiierten Drittmittel-  
projekte in letzter Konsequenz zu Lasten der uni-  
versitären Projekte gehen.

In These 5 werden allgemein verbindliche  
Lehrbücher und Standards sowie jederzeit öffent-  
lich zugängliche Daten gefordert – ein Ansatz, der  
genauso alt ist wie die archäologische Ausbildung  
und auch genauso richtig. Aus diesem Manko  
abzuleiten, die Archäologie der Merowingerzeit  
sei ein schwieriges Terrain, ist aber nur zum Teil  
zutreffend. Für kaum eine andere Epoche gibt es  
so viele ähnliche und gut strukturierte Materialar-  
beiten – Siegmund hat ja selbst entscheidend dazu  
beigetragen – wie für die Merowingerzeit. Aus  
meiner für die klassische Reihengräberzivilisation  
leider peripheren Lage als Bodendenkmalpfleger  
in Westfalen stelle ich daher auch immer wieder  
fest, dass sich frühmittelalterliche Gräberfelder als  
Abschlussarbeit sehr großer Beliebtheit erfreuen.  
Ob das in Süd- und Westdeutschland auch so ist,  
entzieht sich meiner Kenntnis.

These 6 ruft zu alternativen und weiterführenden Themenstellungen in Abschlussarbeiten auf, die sich beispielsweise an aktuellen politischen und gesellschaftlichen Problemen orientieren könnten. Dem ist nur zuzustimmen, aber ohne Material geht es nicht.

Lösungen sieht Siegmund vor allem in einer Diskussion des Bologna-Prozesses, mehr Teamarbeit, der Definition von Standards zur Vereinfachung der Materialarbeiten und allgemein mehr Anerkennung der jeweiligen Zwänge und Nöte der Partner an den Universitäten, Ämtern, Museen und Firmen. Dem kann nur zugestimmt werden; beseitigen wird es die Probleme aber sicher nicht.

Abschließend fordert Siegmund, die Ämter mögen doch bitte Master-Studenten, die mit einer Materialarbeit betraut sind, auch angemessen finanzieren. Dazu kann man nur sagen: Würden wir gerne, tun wir auch so weit als möglich. Es ist zu hoffen, dass er bei denjenigen, die den Ämtern die Mittel hierfür zur Verfügung stellen könnten, ein offenes Ohr findet.

Ein Gegenbeispiel zu Siegmunds These, aus Altfunden ließe sich kein Honig saugen, liefert CHRISTOPH ENGELS anhand merowingerzeitlicher Funde aus Esslingen (S. 29-38). Zu Recht beklagt er aber, dass Fundmaterialien und die dazugehörigen Informationen häufig zersplittert sind und sich so einer schnellen Aufarbeitung entziehen.

GUDULA ZELLER kann bei der Analyse des Gräberfeldes von Langenlonsheim verschiedene ethnische Gruppen auf dem Friedhof identifizieren – und dies, obwohl er nur zum Teil ausgegraben worden ist und 90 % der Gräber gestört waren (S. 39-46). Sicher ist das keine Abschlussarbeit, es zeigt aber, dass auch aus disparatem Material noch sehr gute Ergebnisse erwachsen können.

SEBASTIAN BRATHER, BENJAMIN HÖKE, CORINNA EBERTH und CHRISTINA PEEK stellen stellvertretend für viele Mitstreiter das Projekt Lauchheim „*Wasserfurche*“ vor (S. 47-72), das wohl einer Idealanforderung an die Bewältigung von Massenfunden zumindest nahekommt. Mit hohem – aber nicht zu hohem – Aufwand wurden das Gräberfeld mit (noch) 800 Bestattungen und das zugehörige Siedlungsareal unter vielen Aspekten beleuchtet. Das über mehr als sechs Jahre laufende DFG-Projekt, von der Universität Freiburg und vom Esslinger Amt gemeinsam betreut, widmete sich zunächst der Dokumentation und Bearbeitung der Materialien. Gesondert vorgestellt werden die ca. 22.150 Perlen (EBERTH) und die Textilfunde (PEEK), das Konzept des DFG-Projekts stellt HÖKE vor. Mit den vorgesehenen Materialkatalogen steht das Fundmaterial dann der Forschung zur Verfügung. Schade nur, dass die existierende Funddatenbank mit

ca. 30.000 Objekten nicht öffentlich zugänglich gemacht wird, das wäre ein wichtiger Schritt in die von Siegmund geforderte Richtung gewesen.

Einen anderen Weg zeigt BERND PÄFFGEN mit dem Forschungsprojekt „*Erding im ersten Jahrtausend*“ auf (S. 73-94). Hier teilen sich mehrere Universitätsinstitute, das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, das Museum Erding, die Anthropologische Staatssammlung München und die Stadt Erding die Last, das umfangreiche und verstreute Material zur Frühgeschichte Erdings aufzuarbeiten. Kernpunkt ist die Finanzierung von Abschlussarbeiten durch diverse Stipendien, die von der Stadt Erding finanziert werden. Nicht möglich gewesen wäre das Projekt ohne eine breite Zustimmung in der Bürgerschaft, die sich auch durch eine intensive Öffentlichkeitsarbeit der lokalen Archäologievereine ausdrückt. Ein nachahmenswertes Beispiel dafür, dass nicht immer nur die Fachinstitutionen in die finanzielle Verantwortung zu nehmen sind, sondern dass lokale Forschungsprojekte – gleichwohl mit Breitenwirkung – auch lokal verankert werden können.

Der Forderung nach einer Vereinfachung von Materialklassifikation und Typologie versuchten PETER STADLER und BERND PÄFFGEN mit der Vorstellung des Datenbankprojekts „*Montelius*“ nachzukommen (S. 95-112). Mit Hilfe eines Programmpaketes (s. u.) von insgesamt etwa 10 Programmen lassen sich im ersten Schritt sehr schnell Objekte aus Bildern (PDF) erfassen und typologisch (zu)ordnen, Vergleichsstücke können automatisch gesucht und Verbreitungskarten erstellt werden. Für die Auswertung des Reihengräberfeldes Altenerding wurde das *Projekt Montelius* eingesetzt. Neben Einzelkartierungen und Seriationsergebnissen lassen sich auch Beziehungen zwischen Bestattungen darstellen. Der Zeitaufwand für die Erfassung eines Objektes soll je nach Übung zwischen 15 und 60 Sekunden (!) liegen. Dies erscheint angesichts der dargestellten Eingabemaske mit einer Unzahl von Datenfeldern schwer glaubhaft, in jedem Fall setzt es gute Vorarbeiten (Bildtrennung, archäologische und typologische Merkmalanalyse) sowie archäologisch sehr versierte Mitarbeiter voraus. Während die Eingabe vielleicht auch im Rahmen von Projekten breit gefächert möglich erscheint, ist die Auswertung doch eher etwas für Spezialisten. Entsprechend empfiehlt Stadler auf seiner Homepage [www.winserion.org/LVAS/Arbeiten.html](http://www.winserion.org/LVAS/Arbeiten.html) [16.3.2017] Nutzern den Besuch seiner Lehrveranstaltungen zu Quantitativen Methoden in der Ur- und Frühgeschichte.

Die Strategie im Rheinland zum Umgang mit den Funden aus den Reihengräbern stellen ELKE NIEVELER und MICHAEL SCHMAUDER vor (S. 113-122), ergänzt durch einen Beitrag zu den Textilfunden

von PETRA LINSCHIED (S. 123-136). Grundlage sind die strukturierenden Arbeiten von Hermann Stoll und anderen in den 1930er-Jahren sowie von Frank Siegmund und der sog. Franken AG um die Jahrtausendwende. Die Finanzierung der aktuellen Materialarbeiten erfolgt über Mittel des zuständigen Ministeriums bzw. die Stiftung Archäologie im Rheinischen Braunkohlerevier. Es wird versucht, den Arbeitsaufwand im Museum zu reduzieren, indem die im Gipsblock lagernden Funde zunächst geröntgt und dann – in enger Absprache zwischen wissenschaftlichem Bearbeiter und Restaurator – nur teilweise freigelegt werden. Allerdings bleibt die Frage offen, wie sich ein Absolvent auf eine Materialbearbeitung einlassen kann, wenn er sein Material nicht überblicken kann, und wie eine solche Arbeit in einem vertretbaren Zeitrahmen abgeschlossen werden kann, wenn der Absolvent jedes Mal warten muss, bis ein Objekt freigelegt ist.

Mehr um Archäoprognose geht es bei dem Beitrag von ULRIKE MÜSSEMEIER (S. 137-148). Sie korreliert alle verfügbaren Daten zur Situation der bekannten Gräberfelder wie Auffindungssituation, Landnutzung etc., um Chancen für eine gute Erhaltungssituation zu berechnen.

Die Gräberfelder im Rheinischen Braunkohlerevier stellt BERND PÄFFGEN (S. 149-180) zusammen mit einer Reihe von Kollegen vor. Hier geht ja eine ganze Fundlandschaft verloren; umso wichtiger ist es, jetzt alle verfügbaren Daten zu sammeln und auszuwerten. Wie schon bei den anderen Beiträgen von Pääffgen ist der bodendenkmalpflegerische Ansatz der Projekte sicher richtungsweisend, schafft er doch einen engen Basiskontakt zu denjenigen, deren Geschichte hier erforscht wird.

Kein Problem mit großen Fundmassen hat THOMAS HÖLTKEN von der Bodendenkmalpflege der Stadt Köln. Vielmehr ist es hier durch die Auswertung aller Quellen möglich, von der Großgrabung über den Einzelfund bis hin zu einem Kriminalfall um die Gräber unter dem Kölner Dom, die Zeit des Übergangs der Stadt von den Römern zu den Franken zu beleuchten (S. 181-192).

EVA STAUCH untersucht anhand des von ihr archäologisch ausgewerteten Gräberfeldes Wenigumstadt mit Hilfe von Strontium- und Sauerstoffisotopenanalysen die zunächst von ihr für sich definierten Phänomene Mobilität und Migration (S. 193-228). Die Isotopenanalysen selbst wurden in mehreren Abschlussarbeiten an der Universität München (Betreuung: Prof. Dr. Gisela Grupe) durchgeführt. Die Analysen zeigen eine Zuwanderungsrate von ca. 30%. Im Folgenden werden die Ergebnisse personenscharf Grab für Grab mit den archäologischen Kriterien verglichen. Bei der Definition und Gewichtung von Mobilitätskrite-

rien kommt neben fremder Keramik besonders der Art der Bestattung eine große Rolle zu. Naturwissenschaftliche (Isotopen) und archäologische (fremde Beigaben) Migrationshinweise weisen einen hohen Deckungsgrad auf, ein für kommende Forschungsprojekte wegweisender Faktor. Das gilt auch für die Beobachtung, dass sich fremde Gruppen auf dem Friedhof nicht „linear“ einordneten, sondern ihre Gruppenzugehörigkeit auch durch die Anordnung der Gräber auf dem Friedhof dokumentierten. Das bedeutet die Abkehr von der klassischen Horizontalstratigrafie oder zumindest die Erkenntnis, dass hier mehrere Ebenen im Spiel sind. Gerne hätte man im Bezug zum Tagungsthema auch etwas über Organisation und Finanzierung des Projekts erfahren.

Einen ersten Einblick in die Absichten und Methoden des Projekts zur Untersuchung von Skeletten mit deformierten Schädeln gibt BRIGITTE HAAS-GEGBHARD (S. 229-234). Untersucht werden sollen möglichst alle Gräber mit Personen mit artifizieller Schädeldeformation in Altbayern nach archäologischen und anthropologischen Kriterien. Projektpartner sind die Archäologische und die Anthropologische Staatssammlung München sowie die Universitäten München und Mainz und das Historische Museum der Stadt Regensburg.

DORIS GUTSMIEDL-SCHÜMANN und MICHAELA HARBECK gelang bei der Untersuchung von Mehrfachbestattungen des bajuwarischen Friedhofs von Aschheim der Nachweis des Erregers *Yersinia pestis*, der Justinianischen Pest (S. 235-242). Das bedeutet nicht nur ganz banal, dass die Seuche sich auch im nordalpinen Raum auf dem Lande ausbreitete, sondern im Gräberfeld von Aschheim zeigt sich ferner, dass die Pest nicht zu einem Zusammenbruch der sozialen Systeme, insbesondere der Bestattungskultur, führte. Und ganz allgemein bedeutet es, dass man bei der Deutung von Mehrfachbestattungen, bislang meist als Familien, Waffenbrüder o. Ä. eingeschätzt, seinen Horizont deutlich erweitern muss.

In dem Projekt werden zwar keine ‚Fundmassen‘ verarbeitet, es zeigt aber, dass in der Fundgattung ‚Skelett‘ noch massenhaft Fragen anstehen, zu deren Beantwortung es Strategien zu entwickeln gilt.

Im Projekt des Sonderforschungsbereichs der Universität Tübingen „RessourcenKulturen“ will ANNE MERKER (S. 243-247) der Frage nachgehen, ob sich archäologisch festgestellte soziale Unterschiede von Bestatteten auch im Ernährungsmuster regelhaft widerspiegeln. Auch osteologische Merkmale werden in die Untersuchung einbezogen. Erste Testreihen haben dabei bislang unterschiedliche Ergebnisse erbracht, die noch evaluiert werden müssen; das Projekt wird fortgeführt.

Ebenfalls im Sonderforschungsprojekt *RessourcenKulturen* geht NICHOLAS MEINZER (S. 247-250) der Frage nach, ob sich die Körpergröße von frühmittelalterlichen Individuen in Süddeutschland mit anderen Faktoren wie sozialer Stand in der Gemeinschaft, Geschlecht oder naturräumliches Potential korrelieren lassen. Erste Ergebnisse deuten in diese Richtung, wobei sich bei Männern sehr viel deutlichere Unterschiede zeigen als bei Frauen.

Die Strategie „*Investigative Conservation*“ an Eisenfunden merowingerzeitlicher Gräberfelder, vorgestellt von BEATE HERBOLD (S. 251-257), sieht vor, Objekte nur in wenigen „*Fenstern*“ freizulegen, um zu den entscheidenden typologischen oder handwerklichen Aussagen zu kommen. Dies setzt eine gute Röntgendiagnostik voraus, wobei allerdings organische Reste leicht übersehen werden können. Darüber hinaus setzt es voraus, dass der Materialbearbeiter (in der Regel Masteraspirant oder Doktorand) einen Tag in der Woche mit der Restaurierung die kommenden Schritte bespricht. Es stellt sich wie schon bei dem Beitrag von Elke Nieveler und M. Schmauder die Frage, ob eine solche Vorgehensweise bei der vorhandenen Materialfülle und Arbeitsüberlastung der Restauratoren die Forderung, Abschlussarbeiten zügig zu beenden, langfristig durchzuhalten ist. Und – bei allem Verständnis für das Bemühen um Effektivität – restaurieren wir da nicht in einer Art und Weise, sodass es dem entspricht, was wir kennen? Geht das Unvorhersehbare, gehen Details, individuelle Handwerker Spuren oder Reparaturen dabei nicht verloren? Denn, bleiben wir realistisch: Den Rest der Objekte wird doch später niemand mehr freilegen.

SVEN JÄGER (S. 239-270) erläutert den Workflow zur systematischen Dokumentation der Keramikbeigaben des Hermsheimer Bösfelds, Mannheim-Seckenheim, mit dem er ca. 560 Gefäßeinheiten aus dem o. g. Gräberfeld für die Auswertung dokumentiert hat: eine Kombination aus analoger Zeichnung und Beschreibung mit digitaler (manuell entzerrter) Fotografie. Auf den ersten Blick scheint das sehr arbeits- und zeitaufwendig, jedoch kalkuliert er selbst für sehr komplexe Gefäße nicht mehr als fünf Stunden Gesamtaufwand ein. Die Vorgehensweise wird sich vielleicht in der Zukunft durch andere digitale Dokumentationsmethoden noch rationalisieren lassen, z. B. durch 3D-Scans der Stempel, die dann automatisch miteinander verglichen werden, jedoch scheint dies ein guter Leitfaden. Ob es dazu führt, dass nicht – wie in der Vergangenheit – jeder Keramikbearbeiter sein eigenes Aufnahmeschema entwickelt, muss dahingestellt bleiben, zu wünschen wäre es.

UWE GROSS (S. 271-278) weist in seinem Beitrag auf den Umstand hin, dass zwar in den Gräberfeldern

Süd- und Westdeutschlands wiederholt handgemachte und schiebenge drehte Keramik mit plastischer Verzierung (Rippen, Dellen, Schrägriefen etc.) auftritt, in den Siedlungen aber bislang fast völlig fehlt. Ob dies dem mangelnden Dokumentations- und Auswertungsstand geschuldet ist oder eine archäologische Realität abbildet, bleibt hier offen.

MICHAEL ODENWELLER (S. 278-287) referiert zum Stand seiner Dissertation zu Grabbeigaben mit christlichen Motiven aus merowingerzeitlichen Gräberfeldern die allgemeine Diskussion über die Aussagekraft von Objekten mit christlicher – oder modern zugeschriebener christlicher – Ornamentik für die Christianisierung im Reihengräberkreis. Er entscheidet sich dafür, sie eher als allgemeine Heilszeichen, gleichberechtigt mit anderen, anzusehen, kommt dabei aber über bislang Bekanntes nicht hinaus. Da kein Überblick über die zugrunde gelegte Materialbasis gegeben wird, erschließt sich der Zusammenhang zum Tagungsthema nicht, was aber den Wert des Beitrags nicht schmälern soll.

MAREN SIEGMANN (S. 289-298) beklagt die mangelnde Wertschätzung, die Perlen bei der Dokumentation und Auswertung von Gräberfeldern ihrer Meinung nach genießen, obwohl durch diese eine Beantwortung vieler Fragestellungen zu Tracht und Mode über Handel und Handwerk bis hin zur Rolle der Perlen bei der Selbstdefinition des Individuums möglich wäre. Zugegebenermaßen beantworten die von ihr angeführten schlechten Publikationen diese Fragestellungen kaum. Aber man muss doch auch sehen, dass sich die Perlen heutzutage in aller Regel durchaus großer wissenschaftlicher Wertschätzung erfreuen, das Projekt Lauchheim (s. o.) sei hier nur ein Beispiel. Siegmann rennt hier offene Türen ein.

Den Abschluss des Kolloquiums bildeten zwei Podiumsdiskussionen, von denen leider diejenige, die die Sicht von Museen und Ämtern auf das Thema behandelte, keinen Eingang in den Tagungsband fand (S. 299-311). Unter Leitung von HEINRICH HÄRKE diskutierten SEBASTIAN BRATHER, THOMAS MEIER, BERND PÄFFGEN und EVA STAUCH die Sicht der Universitäten auf die derzeitige Situation der Frühmittelalterforschung. Einigkeit bestand in der Auffassung, dass der Bologna-Prozess die Studienbedingungen nachhaltig verändert habe. Während die Verschulung und der mangelnde Kontakt Studierender unterschiedlicher Jahrgänge beklagt wurden, wird positiv gesehen, dass es Studierende leichter als früher haben, z. B. nach dem Bachelor, eine fachfremde Richtung einzuschlagen. Sehr unterschiedlich waren die Auffassungen darüber, ob die Bearbeitung eines Reihengräberfeldes überhaupt ein Dissertationsthema sein könne. Ins-

besondere Thomas Meier sah hierin eine Pflichtaufgabe der Ämter, zumal die Fundbearbeitung keine eigenständige Leistung mehr sei, während Paffgen den Wert auch antiquarischer Ausbildung betonte. Konsens bestand darin, dass im Mittelpunkt nicht nur von Abschlussarbeiten eine wissenschaftliche Fragestellung stehen müsse und dass die Bearbeitung übergreifender Themen in Teams ein zukunftsweisender Weg sei. Wichtig sei ebenfalls die umfassende, aber nicht naiv kritiklose Einbeziehung naturwissenschaftlicher Methoden.

Abschließend einige Kommentare zur Diskussion und den Projekten – wiederum aus der einseitigen Sicht eines Bodendenkmalpflegers.

- Die meisten der vorgestellten Projekte arbeiten mit Materialien der Bodendenkmalpflege und kommen zu guten Ergebnissen, fast ausnahmslos in Kooperation mit der Denkmalpflege. Das funktioniert auch mit ‚Fragmenten‘.
- Wenn für die Wissenschaft nur noch archäologisch vollständig erfasste Fundplätze zählen, wird es bald keine Forschungsthemen mehr geben, es sei denn, die Universitäten führen große Forschungsgrabungen durch – was ihre Möglichkeiten in der Regel überschreitet.
- Wenn nur noch komplett Erhaltenes ausgegraben werden soll, woher weiß ich vorher, dass diese Bedingung auf meinen Fundplatz zutrifft?
- Wenn ich Grabungen über Verursachermittel finanziere, wie erkläre ich rechtssicher einem Investor, dass er zahlen muss, der Investor in der Nachbargemeinde aber nicht?
- Wenn ich nur noch Grabungen an archäologisch vollständig erhaltenen Fundplätzen durchführe, geht dann nicht das herausragende Einzelobjekt verloren?
- Wenn ich mich aus der Fläche verabschiede, verliere ich dann nicht die Basis und Akzeptanz in der interessierten Bevölkerung, der ‚ihre‘ Geschichte wichtig ist – auch wenn sie nur aus Fragmenten besteht?
- Wenn ich mich aus der antiquarischen Ausbildung verabschiede, wer soll dann qualifizierte Fundbearbeitungen durchführen?
- Wenn ich als Doktorand ein aus antiquarischer Sicht fertig bearbeitetes Gräberfeld übernehme und dem Fundbearbeiter traue, nehme ich ihm dann nicht sein geistiges Eigentum?
- Ergeben sich oft genug nicht erst entscheidende Fragestellungen während der Materialbearbeitung? Und wer geht ihnen dann nach?
- Schaffe ich mit der Trennung zwischen ‚Fundbearbeitung‘ und ‚wissenschaftlicher Bearbeitung‘ nicht eine Zweiklassengesellschaft in der Archäologie? Hier die Wissenschaftler, da die Handwerker, denen man damit quasi auch die

Befähigung zur Wissenschaft abspricht?

- Wenn ich die konsequente Umsetzung der LaValletta-Konvention in Hinsicht auf die Publikation von Grabungen fordere, was wird vonseiten der Universitäten dafür getan? Das müsste politisch umgesetzt werden. Nur der Denkmalpflege den Schwarzen Peter zuzuschieben, ist Eskapismus.

Wünschenswert ist ein steter Dialog zwischen Bodendenkmalpflege und Universitäten – selbstverständlich auch Museen – um Fragestellungen und Themen. Sicher ist nicht das gesamte ausgegrabene Material, nicht jeder Fundplatz, einer wissenschaftlichen Bearbeitung – zumal einer Dissertation – würdig. Die Frage kann aber nur in Zusammenarbeit zwischen Bodendenkmalpflege und Universität entschieden werden. Akademische Betreuer sollten tiefer in die angebotenen Themen einsteigen und die Entscheidung nicht dem Absoluten überlassen. Dissertationsprojekte am Material sollten im Verbund aller Beteiligten geplant werden. Das betrifft nicht nur die Aufgaben- und Fragestellungen, sondern auch die Rahmenbedingungen. Nur so kann die Materialfülle sinnvoll angegangen werden. Die in diesem Band vorgestellten Projekte belegen das eindrucklich und widerlegen zumindest in Teilen die Argumentationen in der Abschlussdiskussion.

Der Herausgeberin URSULA KOCH ist nicht nur für die hervorragende Konzeption und Organisation des Kolloquiums zu danken, sondern auch für die schnelle und qualitativ hochwertige Publikation des Tagungsbandes, der die Diskussion um die Frühmittelalterarchäologie umfassend darstellt und bereichert. Die Strategiediskussion ist dabei weit über die Situation in der Erforschung der Reihengräberzivilisation wichtig und impulsgebend.

*Dr. Christoph Grünewald  
LWL-Archäologie für Westfalen  
An den Speichern 7  
48157 Münster  
Christoph.Gruenewald@lwl.org*